Systemrelevant?

Beobachtungen und Reflexionen in Zeiten der Corona-Pandemie

Ein Wort, das in den letzten Monaten wieder einmal Karriere gemacht hat, nachdem es schon einmal Unwort des Jahres war (2013 in der Schweiz). Zuerst bei der Bankenrettung als Kriterium dafür, welche Banken gerettet werden müssen, um den Erhalt des gesamten gesellschaftlichen Systems nicht zu gefährden (to big to fail), was im Umkehrschluss eben auch bedeutet, dass manche nicht gerettet werden müssen.

Jetzt in Corona-Zeiten hört man wieder verstärkt diesen Begriff. Diesmal geht es darum, welche gesellschaftlichen Bereiche vorrangig unterstützt und gefördert werden müssen, wiederum um den Bestand des Gesamtsystems zu sichern. Das heißt natürlich auch immer, zu fragen, die Interessen welcher Menschen(gruppen) besonders berücksichtigt werden müssen. Konkret heißt das: Haben ökonomische Interessen Vorrang vor gesundheitspolitischen oder umgekehrt? Welche Bevölkerungsgruppen müssen vorrangig geschützt werden – die, welche für die Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Systems besondere Bedeutung haben, oder die, die ein besonderes gesundheitliches Risiko tragen? Wer bekommt zuerst Schutzmasken, wenn sie für alle nicht reichen? Müssen die persönlichen Bedürfnisse eines Bewohners eines Altenpflegeheimes hinter der Notwendigkeit des Schutzes der ganzen Einrichtung zurücktreten und wie lange?

Die Frage nach der Systemrelevanz tritt also in verschiedenen Formen auf und erweist sich zunehmend als eine eminent ethische Fragestellung. Nur wer soll sie beantworten, und welche Kriterien werden dafür ins Feld geführt? Und auf welcher ethischen Grundlage werden diese Kriterien erhoben?

Wenn die Frage nach der Systemrelevanz gestellt wird, liegt ein Notfall vor. D.h., Entscheidungen müssen schnell getroffen werden über Fragen, die normalerweise einer langen Aushandlung bedürfen. Prioritäten werden gesetzt, wohlwissend, dass jede Abstufung Unzumutbarkeiten, ja „Kollateralschäden“ mit sich bringt, die unter normalen Umständen nicht hinnehmbar wären. Keine Entscheidungen zu treffen aber hieße, den Systemabsturz zu riskieren. Menschen, die solche Entscheidungen treffen müssen, brauchen innere Stärke, Expertise, die Bereitschaft, Führung zu übernehmen und sich schuldig zu machen. Was dabei auch sichtbar wird, ist die innere Agenda einer Gesellschaft, die Hierarchie ihrer Werte und Normen, über die sonst vielleicht nie gesprochen worden ist. Es ist, als müsste eine Gesellschaft angesichts der Not ihre Patientenverfügung vorlegen, die womöglich noch gar niemand gesehen hat.

Jetzt haben wir sie gesehen und können darüber diskutieren. In der Gesellschaft ist dieser Diskussionsprozess im vollen Gange, in der Kirche beginnt er hoffentlich auch.

Welche Frage sind aufgeworfen?

Welche Bedeutung hat die Kirche in unserer Gesellschaft? Wie beantwortet die Kirche selbst diese Frage, wie die Gesellschaft? Welche Felder gibt es, auf denen dies gemeinsam ausgehandelt werden kann? Wie gehen wir mit Bedeutungsverlust um?

Welche Antworten finden wir, wenn wir die Frage nach der Systemrelevanz innerkirchlich stellen, bevor wir sie von innerer oder äußerer Not diktiert bekommen?

WIE WERDEN SOLISTEN ZU ORCHESTERSPIELERN?

Die Corona-Zeit hat die Frage nach der Systemrelevanz der Kirchen aufgeworfen. Zunächst wurde sie ganz schnell beantwortet, ohne sie überhaupt gestellt zu haben, dahingehend, dass sämtliche kirchliche Aktivitäten genauso rigoros stillgelegt wurden wie die meisten anderen auch. Systemrelevant waren nur die Einrichtungen des Gesundheitswesens und die Aufrechterhaltung der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmittel und Waren des täglichen Bedarfs. In dieser „Toilettenpapierära“ ging es ausschließlich um den Schutz des einzelnen menschlichen Lebens und die Sicherung der Versorgung der Bevölkerung. Es musste gehandelt werden, ohne viel zu diskutieren. In dem Maße, wie die Kontrolle über die Effizienz der Schutz- und Sicherungsmaßnahmen wiedergewonnen werden konnte, wurden die Fragen laut, welche Maßnahmen zur Öffnung nun zuerst ergriffen werden müssen und welche nachrangig sind. Die Diskussionen darüber sind in vollem Gange.

Es ist in dieser ersten Phase wie bei einem Notfallpatienten. Wenn der Notarzt kommt, setzt er zunächst lebenserhaltende Maßnahmen an, ohne zu fragen. Erst wenn der Patient wieder stabilisiert ist, kann über weitere Maßnahmen nachgedacht und auch diskutiert werden.

Wie systemrelevant ist die Kirche? Ist sie das überhaupt, oder ist ihre Relevanz erst auf einer niedrigeren Stufe der Bedeutsamkeit für die Gesellschaft einzuordnen? Wer soll diese Frage beantworten? Jetzt nach der zunehmenden Lockerung des Lockdowns, aber noch sehr nahe an dem, was wir in den letzten Wochen und Monaten erlebt haben, ist die richtige Zeit, um über diese Fragen nachzudenken.

Die Antworten gehen weit auseinander. Die einen behaupten, die Kirche habe sich viel zu lange ruhig verhalten, habe die einschneidenden Maßnahmen nahezu klaglos hingenommen und sich damit zwar sehr staatsbürgerlich verhalten, aber auch selbst abgewertet. Für die anderen hat sich in den Ereignissen der letzten Wochen deutlich gezeigt, was auch vorher hätte schon wahrgenommen werden können, nämlich dass die Kirche nicht systemrelevant sei und sich selbst maßlos in ihrer behaupteten Bedeutsamkeit überschätze.

1. Beobachtung: Kirchen und Baumärkte

Als die Regierung um Verständnis für die Einschränkungen und Verbote durch die „Corona-Notstandsgesetze“ warb, war es schon auffällig, dass die Gottesdienst- und Versammlungsverbote in den Kirchen auf der gefühlten Zumutbarkeitsskala eher weiter oben angesiedelt zu sein schienen. Die Öffnung der Baumärkte vor den Kirchen spricht eine deutliche Sprache. Das sollten wir uns gesagt sein lassen.

Hans Joas spricht in seinem Buch „Glaube als Option“¹ vom „Ende zweier scheinbarer Gewissheiten“ (46). Die eine Gewissheit nennt er die „Säkularisierungsthese“, wonach Religion als Folge der Moderne zunehmend einen Bedeutungsverlust erfährt, der zum Rückzug aus dem öffentlichen Raum und u.U. sogar zu deren Verschwinden führt. Dies scheint sich nicht zu bestätigen und ist nach Auffassung führender Soziologen und Philosophen auch nicht gewünscht (A. Nassehi, J. Habermas), wengleich ein strikter Laizismus nach wie vor von Teilen der Gesellschaft verfochten wird.

Die andere scheinbare Gewissheit, die zu ihrem Ende gekommen ist, ist die „religionsapologetische Gegenthese“ von der Wiederkehr der Religionen, wonach Religion sich als unentbehrlich erweist für die seelische Gesundheit, die moralische Motivation und den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Hier wird die Bedeutung von Religion überschätzt, denn es gibt auch andere Quellen für seelische Gesundheit. Moral gibt es auch ohne Religion. Und gesellschaftlicher Zusammenhalt wird durch Religion mindestens im gleichen Maße auch gefährdet wie gestiftet.

Was stattdessen an Plausibilität und Akzeptanz gewinnt ist, dass Religion und Kirche respektierter Bestandteil der gesellschaftlichen Vielfalt bleiben, im Sinne eines Bereiches neben vielen anderen wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Bildung und Kultur, der in friedlicher Koexistenz neben anderen besteht, ohne dass sich ein Bereich in den anderen einmischt.

Damit wird sich Kirche, Religion und eigentlich auch Gesellschaft aber letztlich nicht abfinden können: Es widerspricht zum einen dem Selbstverständnis von Religion, die immer den ganzen Menschen beansprucht und nicht in die Privatsphäre abgeschoben werden will. Und es kann nicht im Sinne einer humanen Gesellschaft sein, dass immer mehr Bereiche privatisiert werden, wie Banken, Betriebe, Altenheime, Krankenhäuser und Kultureinrichtungen und ihr Eigenleben führen. Die Parzellierung der Gesellschaft, in der alles zur Privatsache wird, ist genauso wenig wünschenswert wie deren Vergesellschaftung. Es braucht den gewollten und gesteuerten interkulturellen Austausch zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Sphären. Besonders in Notzeiten treten die gesellschaftlichen Ansprüche wie Partikularinteressen auf, die gegeneinander abgewogen werden müssen, möglichst ohne die Idee der Gleichberechtigung und Zusammengehörigkeit all dieser Interessen allzu sehr zu korrumpieren. Der Satz von Jens Spahn war diesbezüglich sehr bemerkenswert: „Wir werden in ein paar Monaten wahrscheinlich viel einander verzeihen müssen.“ Und es war ein gutes Symbol, dass der Bundespräsident einen der ersten wieder zugelassenen Gottesdienste besucht hat.

Vielleicht hatten wir als Kirche erwartet oder gehofft, eine größere Rolle zu spielen, ein wichtigerer „player“ in dieser Ausnahmesituation zu sein, uns als systemrelevant zu erweisen, stattdessen wurde uns viel zugemutet, und wir wurden nur gelegentlich und im überschaubaren Maße gebraucht und beansprucht. Diese Kränkung müssen wir

---

¹ Hans Joas, Glaube als Option, Herder Verlag 2013 (2)

ernst nehmen, um uns nicht übermaßen in unserem biblischen Auftrag korrumpieren zu lassen, aber auch um unser Selbstbild zu korrigieren.

Kirche wird gebraucht in der Gesellschaft, sie hat eine Relevanz – wofür genau, darüber kann und muss gestritten werden, innerkirchlich und innergesellschaftlich, theologisch und (religions)soziologisch, -systemrelevant im Sinne von „to big to fail“ ist sie nicht. ²

Mir scheint, dass die Frage der Systemrelevanz, wenn sie unter dem Vorzeichen einer schweren Krise gestellt wird, seine Berechtigung hat, aber ansonsten auf eine falsche Fährte führt. Wenn eine Gesellschaft ein Relevanzranking außerhalb der Krise zulässt oder gar befeuert, gefährdet sie sich in ihrem Bestand. Der Ausgleich der verschiedenen Sphären und Interessen einer Gesellschaft, und zwar „unvermischt und ungetrennt“, also so, dass sie autonom bleiben aber nicht unabhängig, ist die Voraussetzung für eine offene Gesellschaft mit einem höchsten Maß an individueller Freiheit.

Für mich ist das Bild vom Orchester das leitende für Relevanz:

Es geht dabei nicht um Statistik oder Gerangel um Bedeutsamkeit, sondern um selbstverständliche und selbstbewusste Zugehörigkeit zum gesellschaftlichen Orchester. Es macht nur Sinn und Spaß, wenn jeder Musiker sein eigenes Instrument beherrscht und seine Stimme spielt. Zugehörigkeit und Differenz sind gleichermaßen gewollt und notwendig, um den bestmöglichen Klang hervorzubringen. Jede Stimme muss besetzt sein, auch wenn sie nicht immer im Einsatz ist. Es ist nicht von Bedeutung, wie oft eine Stimme besetzt ist, wie oft sie zum Einsatz kommt oder wer den größeren Part zu spielen hat, das alles ordnet sich dem aufzuführenden Stück unter. Welches Stück das ist, entscheidet der Intendant. In einer demokratischen Gesellschaft ist das das Parlament.

Eine spannende Fußnote dazu ist, dass auch in Quarantänezeiten Orchester digital zusammen gespielt haben, jeder von seinem zu Hause aus!

Wir sind es immer noch gewohnt die erste Geige zu spielen, oder wenigstens die zweite, jedenfalls mit „den Großen“ zusammen zu spielen und müssen vielleicht erst lernen, unseren Platz im großen gesellschaftlichen Orchester zu finden und einzunehmen³ Vom Solisten zum „Teamplayer“.

---

² Die Diskussion über die Bedeutung der Religion, des Glaubens für die moderne Gesellschaft wird längst geführt. Einige Stichworte dabei sind „Kontingenzbewältigung“ (Hermann Lübbe), Platzhalter für „Transzendenz“ (Hans Joas). Peter Sloterdijk sagt: „Der neue Glaube dient, wie jeder alte, dazu, die Welt für Menschen geheuer zu machen“ (P: Sloterdijk, Nach Gott, Suhrkamp 2017, S. 344). Mir scheint das ein Reflex darauf zu sein, dass mittlerweile nicht nur die Transzendenz unsicher geworden ist, sondern auch die Immanenz, dass es nicht mehr um Kontingenzbewältigung geht, sondern um die selbst verschuldete Bedrohung der Erde insgesamt durch die Klimakrise.

³ Ein anderes, uns vielleicht geläufigeres Bild dafür ist das paulinische vom Organismus – ein Leib viele Glieder, wenn man es nicht überstrapaziert und dafür Amputationen und künstliche Gelenke ins Feld führt.

2. Beobachtung: Relevanz von Seelsorge

In Krankenhäusern und Altenpflegeeinrichtungen wurden von einem Tag auf den anderen aufsuchende Besuche verboten. Nicht mehr initiativ von Zimmer zu Zimmer gehen, sondern nur noch bei Anforderung durch Patient*innen, Angehörige oder medizinisches Personal. Derartige Anforderungen blieben jedoch weitgehend aus. Was nun? Man kann sich nützlich machen: Aktiv Nachfragen, wie es geht; Präsenz zeigen und ansprechbar bleiben; Pläne akribisch ausarbeiten für den Fall, dass es schlimmer wird. Was davon wirklich geholfen hat und was vielleicht nur blanker Aktivismus war, sei dahingestellt. In Anbetracht der Tatsache, dass jeder Gang im und ins Krankenhaus auch die Infektionsgefahr erhöht – die eigene und die bei anderen-, erscheint mancher Handlungseifer eher fragwürdig.

Tatsache ist, dass die Angebote der Seelsorge in allen Häusern dankbar zur Kenntnis genommen wurden, in manchen Einrichtungen wurde sie auch sporadisch in Anspruch genommen, in seltenen Ausnahmefällen war sie sogar Teil der strategischen Planung, aber im Großen und Ganzen wurde sie nicht gebraucht zur Bewältigung der Krise, war sie nicht systemrelevant.

Sich das einzugestehen ist nicht ganz einfach – man kann sicher auch zu anderen Einschätzungen kommen - aber entspricht es nicht letztlich auch dem Befund in normalen Zeiten, nur dass er da nicht so krass sichtbar wird, weil Seelsorge die Menschen aufsuchen darf? Alle Häuser freuen sich über die seelsorglichen Angebote, aber was sind sie ihnen wirklich wert?

Damit soll nicht gesagt sein, dass wir vor allem dem eigenen Bedürfnis folgen, wenn wir Menschen besuchen, aber die wenigsten Menschen äußern noch ihren Wunsch nach seelsorglichen Beistand, können ihre seelischen Bedürfnisse nicht formulieren oder kommen gar nicht auf diesen Gedanken.

Anders sieht es aus, wenn Seelsorge fest in einem therapeutischen Team verankert ist, etwa auf Palliativstationen, im onkologischen oder pädiatrischen Bereich. Nach meiner Kenntnis war es Seelsorgenden auch zu keinem Zeitpunkt des Lockdowns verboten, initiativ Kranke zu besuchen, wenn sie dies im Rahmen des therapeutischen Teams taten. Allerdings scheuen sich Krankenhausträger oft, dies offiziell zu bestätigen, weil dann auch die Frage der Refinanzierung beantwortet werden muss.

Welche Schlüsse lassen sich daraus ziehen?

„Gehet hin!“ dieses missionarische Gebot zum Aufsuchen von Kranken ist für Kirche systemrelevant, für das System Klinikum ist es tendenziell eher weniger relevant oder gar störend.

Krankenhausseelsorge ist nur dann gerechtfertigt, wenn den Seelsorgenden uneingeschränkter Zugang zu den Kranken ermöglicht wird. Dieses Zugangsrecht kann nur in Ausnahmesituationen verhandelt oder ausgesetzt werden.

Krankenhausseelsorge setzt die Bereitschaft voraus, sich auch in therapeutische Teams einbinden zu lassen, um die Relevanz von Seelsorge im Gesundheitssystem konkret sichtbar zu machen, zu dem sich die Kliniken aber auch offiziell bekennen müssen.

Auch hier gilt, dass Seelsorgende nicht nur als Solisten, sondern auch als Teamplayer auftreten müssen.

Schließlich hat die Corona-Krise gezeigt, was vorher schon gewusst werden konnte, dass viel Seelsorge auch im mitmenschlichen Bereich unter Patient*innen und Mitarbeiter*innen geschieht. Seelsorge hat kein Patent auf Trösten.

Alles was bisher aus der Perspektive der Krankenhauseelsorge gesagt wurde, hat sich auch in der Gemeindeseelsorge deutlich gezeigt. Wenn die Menschen nicht mehr zur Kirche kommen können, muss die Kirche zu den Menschen gehen, sie aufsuchen, Kontakte initiativ herstellen, physisch, analog (Briefe schreiben, Telefonieren) und digital. Die Geh-Struktur ist für Kirche und Seelsorge essenziell. Wir sollten das nicht vergessen, wenn die Menschen wieder kommen können, unseren vielfältigen Einladungen und Angeboten folgen können. Die Entwicklung hin zu immer größeren Gestaltungsräumen und Seelsorgebezirken, gepaart mit schrumpfenden Gemeinden und zunehmender Entkirchlichung, darf nicht nur damit beantwortet werden, dass mit zentralisierten Angeboten die Präsenz in der Fläche gesichert wird, sondern dass die Seelsorge gestärkt wird, Menschen aufgesucht werden, einfache gottesdienstliche Formen in den Häusern und Quartieren initiiert, erprobt und begleitet werden⁴. Die immer größer werdenden Räume und Flächen verlangen geistlich gerade nicht mehr Zentralisierung, die mag für Verwaltung und Organisation nötig sein, sondern um eine „Pastoral der Nähe“⁵

3. Beobachtung: Kirche digital

Von einem Tag auf den anderen kam auch das gesamte kirchliche Leben zum Erliegen. Kein Mensch hätte das für möglich gehalten. Mit einer nahezu perfiden Präzision traf das Virus in das Herz kirchlichen Selbstverständnisses: Kirchen geschlossen, alle. Keine Gottesdienste mehr, nirgends. Keine Kirchenmusik mehr, noch nicht einmal singen, geschweige denn Posaunen. Und es ging, nichts brach zusammen. Vielleicht war diese erste erzwungene Erfahrung die gravierendste, wenn man sie denn zuließ. Die Frage nach der Relevanz von Kirche und pastoraler Selbstmächtigkeit stand in diesem kurzen Vakuum übermächtig im Raum. Es hatte Züge von einem „kalten Entzug“, der bekanntlich mit großer Unruhe einhergeht. Es begann vielerorts eine allgemeine Geschäftigkeit, anfangs noch wenig gerichtet. All die wichtigen Dinge einmal lassen zu können, ja zu müssen, nach jahrelangem Arbeiten an der Belastungsgrenze, erschien vielleicht als die größere Zumutung, weniger als Chance.

Nach und nach machte die Kirche wieder auf (sich aufmerksam). Manche besannen sich auf die „alten“ Kommunikationstechniken, telefonierten mit Gemeindemitgliedern, schrieben Briefe, richteten Sprechzeiten ein. Andere entdeckten zunehmend die neuen digitalen Möglichkeiten, nahmen Videoandachten auf, fertigten Podcasts an, versuchten so, Kirche in die Häuser zu bringen, in Kontakt zu bleiben trotz Kontaktverbot. Natürlich war das alles noch längst nicht professionell, wie auch, die wenigsten kannten sich damit aus, aber jeder Versuch war und ist zu loben, weil

---

⁴ Ich nenne nur die durchaus schon erprobten Hauskreise oder die lebendigen Adventskalender (bei allem Wildwuchs, der dabei auch entsteht).

⁵ Der Begriff stammt aus dem Konzept der lokalen Kirchenentwicklung, wie er vor allem im Bistum Hildesheim praktiziert wird.

Kreativität an die Stelle von Schockstarre und Defätismus trat. Interessant war, welche Zielgruppen, welche Adressaten dabei in den Blick genommen wurden. Nach meiner Wahrnehmung richteten sich die meisten digitalen Angebote an die (Kern-)Gemeinde, was zunächst auch nachvollziehbar war. Manche machten aber auch den Versuch, Menschen über den eigenen Kirchturm hinaus zu erreichen. Die Resonanz war sehr unterschiedlich, soweit sich dies an den Klicks ablesen lässt. Jetzt, nachdem die Lockerungen wieder mehr analoge Angebote und Zusammenkünfte erlauben, ist der spannende Punkt erreicht, wo sich die Frage stellt, was wieder eingestellt werden kann, was aber vielleicht auch abgewandelt beibehalten werden kann oder soll, ohne die Arbeit zu verdoppeln. Es gibt jedenfalls auch viele „User“, die zukünftig nur ungern auf diese digitalen Angebote verzichten möchten, vermutlich auch nicht wenige „Anbieter“. Deutlich ist, dass sich hier Möglichkeiten gezeigt haben, wie Kirche auch in Zukunft präsent in der Fläche bleiben könnte, wenn die Zahl der Hauptamtlichen und der Gemeindeglieder weiter abnimmt.

Deutlich ist aber auch allein schon durch die Wortwahl, dass dies nicht unerhebliche ekklesiologische Veränderungen mit sich bringt, die bedacht werden wollen.

- Ist es hinnehmbar oder vielleicht sogar gewollt, dass es neben traditionellen Gemeinden, in der sich Menschen „face to face“ begegnen, auch (interaktive) communities entstehen, die weder territorial noch nach Mitgliedschaft abgrenzbar sind? Ist das nur eine organisationale Frage, oder ist damit der Kern von Kirche (notae ecclesiae) angetastet?
- Ist eine „Hybrid-Kirche“ vorstellbar als „Versammlung der Heiligen, in der das Evangelium rein gelehrt wird und die Sakramente recht verwaltet werden“ (CA VII) – analog und digital? Können digitale kirchliche Ausdrucksformen allenfalls Prothesen am Leib der Kirche sein, wenn deren Lebendigkeit (zeitlich begrenzt oder dauerhaft) eingeschränkt ist, oder kann Kirche Gemeinschaft von analogen und digitalen Gemeinschaften sein?
- Können Sakramente ohne Akzidenzien (sinnlich erfassbare Bestandteile) auskommen, oder ist ihre Stofflichkeit die notwendige Schnittstelle einer hybriden Kirche?
- Am wenigsten theologisch problematisch dürfte die digitale Verkündigung des Evangeliums sein. Allerdings braucht es dazu Expertise im Umgang mit den digitalen Medien. Bisher arbeiten die meisten digitalen Angebote wie ein Liefer- und Bringedienst. Sie bringen die kirchlichen Angebote ins Haus, wenn sie vor Ort nicht „abgeholt“ werden können. Möglich sind aber auch interaktive Angebote, wie sie beispielsweise in der digitalen Lehre an den Hochschulen und Universitäten praktiziert werden. Analoge Angebote in digitale umzuwandeln kann also nur ein erster Schritt der „Versorgung“ sein, wichtig wären weitergehende Formate, die „Empfänger“ nicht nur mit dem „Sender“, sondern auch untereinander in Verbindung bringen.

Spirituelle Anzeigen

1. „Wir vermissen euch!“

So stand es an den Gartenzäunen vieler Kitas zu lesen. Das Leiden an der erzwungenen Abwesenheit fand einen bewegenden Ausdruck und war so gleichzeitig ein erster Schritt zu dessen Überwindung. Der Sehnsucht Worte geben

„Wir können uns nicht sehen, nicht besuchen, um uns nicht gegenseitig zu gefährden.“ Diese paradoxe schmerzliche Erfahrung haben nahezu alle machen müssen in den Zeiten des strengen Lockdowns, wenngleich auch in sehr unterschiedlichem Ausmaß. Die Bedeutsamkeit der vermissten Menschen wurde neu erfahrbar in ihrer Abwesenheit. Die Zahl derer, die das nicht verkraftet und teilweise schweren seelischen Schaden genommen haben, bis dahin, dass sie daran gestorben sind, wird sich wohl statistisch nicht erfassen lassen, aber sie dürfte erheblich sein.

Freilich wurde auch das Gegenteil erfahrbar, wenn auch eher verschämt eingestanden: Wir vermissen euch nicht! Menschen, in deren Gegenwart wir uns weniger wohlfühlen, mussten wir nicht sehen, was auch zu einer Art Inventur geführt hat in der Frage, mit welchen Menschen wir uns (nicht) gern umgeben.

Das alles sind zugleich eminent geistliche Erfahrungen. Trauer als Reaktion auf einen bedeutsamen Verlust, auch wenn er nicht unbedingt unwiederbringlich sein muss – aber wer weiß das schon –, legte sich wie ein Schleier auf die Gesellschaft. Die Brüchigkeit der Existenz ist mit Händen zu greifen.

2. „Endlich wieder...!“

Das war und ist das Gefühl seit den ersten Lockerungen. Als wenn das Leben wiederkehrt. Das Gefühl beim Verlassen der Arche. „Sieben Wochen ohne“ – der Titel der jährlichen Fastenaktion der Kirchen, die sich zunehmender Beliebtheit erfreute, bekam noch eine ganz andere Dimension und Tiefe. Es ging nicht mehr um freiwilligen Verzicht, den man sich ohne Not aus verschiedensten Gründen einmal im Jahr auferlegt, sondern tatsächlich um einen Notstand, der Verzicht aufzwang. Und dabei ging es nicht um Schokolade, Alkohol oder Fernsehgucken, sondern um Kontaktverbot, Abstandspflicht, Versammlungsverbot. Ein erzwungenes soziales und geistliches Fasten haben wir erlebt und fangen nun an, das Leben vorsichtig wieder zu genießen. Wir sind Rekonvaleszenten mit neuer Freude an den alten Dingen und Gewohnheiten, und gleichzeitig haben wir die Chance zu einer „neuen Normalität“, was nicht heißen muss immer noch eingeschränkt, sondern dauerhaft anders ausgerichtet und gewichtet.

3. „Wie ist die Welt so stille“

Neuer Geschmack an der Schöpfung

Wir haben eine Zeit lang die Welt mit anderen Augen gesehen: Leere Straßen und Plätze, kein Autoverkehr, stattdessen die Rückkehr der Natur, die Freude am Gesang der Vögel, dem Aufblühen der Natur trotz Corona bzw. sogar noch ungestörter. Viele bekamen den Blick wieder frei, genossen die Stille, machten

wunderschöne Naturfotos und fanden Geschmack an einer Welt, in der wir wieder näher an und mit der Natur verbunden sind.

Pop-up-Radwege werden über Nacht in Großstädten eingerichtet auf Kosten der Autofahrer, vor Wochen noch undenkbar. Die Tiere im Zoo freuen sich wieder auf Besucher, die Bilder in den Galerien – so hört man – auch.

„HERR, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weise geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“ Psalm 104,24

4. *Warum?*

Die Versuchung der Großerzählungen

Große Erzählungen waren schon immer ein Schutzwall gegen das einbrechende Chaos und die panische Angst davor. Wenn sich Katastrophen ankündigten oder schon über ein Volk hereingebrochen waren, sorgten große Mythen und Erzählungen dafür, dass alles im Rahmen blieb, dadurch dass sie Antworten gaben auf die Warum-Fragen, Sinnzusammenhänge herstellten und damit für Entängstigung sorgten, auch wenn es schlimm ausgehen kann. „Wer ein Warum hat, erträgt fast jedes Wie“ hat Friedrich Nietzsche gesagt.

Auch in diesen Pandemiezeiten haben Großerzählungen wieder Konjunktur. Am deutlichsten vernehmbar in Form der verschiedenen irrationalen Verschwörungstheorien. Sie geben den diffusen Ängsten und der ohnmächtigen Wut ein Zielobjekt, eine Adresse zur emotionalen Abfuhr.

Es gibt aber auch sehr rationale Großerzählungen gegen die Angst, etwa in der Form, dass wir nun „nur“ die Folgen unserer imperialen Lebensweise zu spüren bekommen – eine säkularisierte Variante der jüdisch-christlichen Apokalyptik.

Das Original eines endzeitlichen Gerichtsszenario in Form einer Pandemie, die den Bestand der ganzen Menschheit bedroht, wird auch vertreten, vornehmlich von Vertretern eher evangelikaler christlicher Strömungen; die anderen bemühen sich auffällig eilfertig darum, diesen Eindruck gar nicht erst aufkommen zu lassen, als wäre dies eine notwendige „abrenuntiatio diaboli“ (Absage an den Teufel), um aufgenommen zu werden in die seriöse Bürgergemeinde. Schuld macht auch Sinn und ist insofern u.U. besser zu ertragen als Unschuld und blindes Schicksal.

Großerzählungen, ob als religiöse oder säkulare Mythologie, bleiben eine Versuchung, insofern sie das Ganze erklären wollen (und sei es noch so irrational). Sie müssen deshalb auch in Schach gehalten werden, aber das darf nicht dazu führen, dass die Grundfrage nach dem Warum diskreditiert wird, gerade nicht von christlicher Seite. Die Grundfrage kann nicht beantwortet, aber sie muss offengehalten werden, um nicht auf der anderen Seite vom Pferd zu fallen.

„Wo warst Du, wo bist Du, Gott?!“ – diese Frage stand und steht für gläubige Menschen unabweisbar im Raum, auch in nahezu pandemischem Ausmaß. Dem Leiden unter der Abwesenheit Gottes Raum und Ausdruck zu geben, ist geistliche Trauerarbeit. Es geht nicht um Erklärungs- und Antwortversuche – die

sind Klageverbote, sondern im Gegenteil um die Ermöglichung von Klage, um Lebensräume für Sehnsucht. Klage und Sehnsucht sind Brücken zu dem Vermissten und Verlorenen.

Leben auf Abstand haben wir in den letzten Wochen mühsam lernen müssen. Vielleicht ist es auch eine geistliche Lektion: Glauben auf Abstand, damit wir uns Gottes nicht zu sicher werden. „Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“

Sytemrelevant – ein erstes Resümee

Mit Blick auf die Gesellschaft, aus der dieses Kriterium kommt, sollten wir uns gesagt sein lassen, dass wir es im Notfall nicht sind. Und wir sollten unsere Kräfte nicht darauf verschwenden, in diesem Ranking einen wichtigeren Platz zugewiesen zu bekommen. Wir sollten uns aber auch nicht verabschieden von der Frage, welche Relevanz Kirche in und für diese Gesellschaft in „normalen“ Zeiten hat.

Dabei hilft vielleicht die Unterscheidung von drei Idealbildern von Kirche, wie sie E. Hauschild und U. Pohl-Patalong vorgenommen haben:⁶ Die drei Idealbilder sind nicht alternativ zu verstehen, sondern eher als Dimensionen, die einander durchdringen. Kirche als *Bewegung* lebt von der direkten Kommunikation der Nähe. Kirche als *Institution* ist Kommunikation in „verlässlicher Halbdistanz“. Und Kirche als *Organisation* hat die Aufgabe, die Kommunikation des Evangeliums in der jeweils erforderlichen Nähe oder Distanz zu organisieren und zu koordinieren, wobei Leitung vor allem die Organisation von Abwesenheit bedeutet (nach Luhmann).

„Systemrelevanz“ ist im Kontext der Krise eine politisch-ökonomische Kategorie, die wenn überhaupt vor allem an die Kirche als Institution herangetragen werden kann. Dabei ist zwischen systemstabilisierenden und systemkritischen Aufgaben zu unterscheiden, die beide wichtig sind. Kirche hat sich systemstabilisierend verhalten, indem sie sich den Lockdown-Bestimmungen „klaglos“ unterworfen hat, wofür ihr auch mehrfach von Seiten der Politik gedankt worden ist. Ob sie sich zu wenig systemkritisch geäußert und verhalten hat, indem sie zu lange geschwiegen hat zu den zum Teil unmenschlichen Verwerfungen, zu denen dieser Lockdown geführt hat, darüber kann und muss man streiten.

Die Frage nach der Systemrelevanz stellt sich aber nach den Erfahrungen mit der Corona-Krise durchaus innerkirchlich. Welche unserer vielfältigen Aktivitäten sind unverzichtbar, um als Kirche erkennbar zu bleiben? Wenn Kommunikation des Evangeliums in verschiedenen Distanzen konstitutiv für Kirche ist, muss genau in diese Richtung weitergefragt werden, welche Strukturen und Kanäle der Kommunikation wichtiger sind als andere. Dabei dürfte sich in den letzten Wochen eines klar gezeigt haben: Seelsorge gehört zu den wichtigsten Lebensäußerungen der Kirche. Sie ist ihre Muttersprache, die von allen Menschen – Kirchenmitglieder oder nicht - verstanden und gefordert wird.

Volkmar Schmuck, 15.06.2020

---

⁶ E. Hauschild/U. Pohl-Patalong, Drei Idealbilder von Kirche in Kirche. Lehrbuch Praktische Theologie, S. 216f.